Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 47 (1971-1972)
Heft: 1

Artikel: Was mich zur Philosophie provozierte
Autor: Takahashi, Kenichi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079906

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Piuter Igel

Von Josef O. Rast

Neulich habe ich mich mit einem Apparat in meinem Bureau angefreundet. Ich bin ja ein Computer, kann denken und daher auch reden. Mir wird selten langweilig, wenn ich allein bin; ja ich bin eigentlich selten einsam. Ich plaudere mit den grossen Schreibmaschinen, die bei der Spedition Bugmann und Co. Briefe schreiben. Ich rede mit dem Nachtwächter.

Eines Abends begann der Telefonapparat auf dem Tisch meines Bureauchefs zu klagen. Er hatte wieder einmal einen strengen Tag.

«Du hast es gut», begann er seufzend, als der letzte Angestellte Feierabend gemacht hatte. «Du hast es gut, du brauchst dich nicht mit hundert Leuten herumzuschlagen wie ich. Die zwei, drei Angestellten, die mit dir zu tun haben, behandeln dich immer nett und zuvorkommend. Aber mir geht es oft schlecht. Wie viele kommen zu mir! Wie viele, die den Chef zu sprechen wünschen, behandeln mich schlecht, wenn er nicht immer zu sprechen ist.»

«Aber, liebes Telefon, was denkst du! Es ist doch interessant, mit soviel Leuten zu reden. Abwechslung macht das Leben schön. Du kennst so viele Menschen draussen. Alle Angestellten hier sind auf dich angewiesen. Solltest du da nicht glücklich sein?»

«Hast du eine Ahnung Piuter. Es wäre ja schon schön, wenn . . ., aber! Ich will dir mal erzählen. Ich habe sechs Ohren, da unser Bureau sechs Anschlüsse hat. Was herrscht da für ein Durcheinander. Herr Schuler nimmt Linie 4 statt Anschluss 5. Der Chef ist in seinem Gespräch unterbrochen. Ich komme mir manchmal wie ein Puffer zwischen zwei Eisenbahnwagen vor. Herr Bachmann wird verlangt, spricht mit einem Kunden, der nicht mit Reden aufhören will. Herr Bachmann will das Gespräch beenden, es geht nicht. Hernach schimpft er noch: ‚Du verfluchter Tyrann!' — Was kann ich dafür? Die Leute sollten viel mehr Briefe schreiben. Sie würden sich kürzer fassen und wüssten zudem hernach genau, was sie gesagt haben.»

«Einen Tyrannen hat dich Bachmann geheissen, und du meinst, das sei nicht wahr. Ich habe das Gefühl, du tyrannisierst hie und da die Angestellten ganz schön. Herr von der Wil zum Beispiel kann nicht mehr ohne dich leben. Bei jeder Gelegenheit und wegen jeder Kleinigkeit greift er zum Hörer. Du hast ihn dazu erzogen.»

«Zugegeben! Es befriedigt, ja beglückt mich zu spüren, dass gewisse Leute so an mich gebunden sind. Du, Piuter, bist so eine wichtige Person hier, anerkannt und geschätzt. Ich bin nur das Telefon, eine ganz kleine Persönlichkeit.»

«Du hast Minderwertigkeitskomplexe, reagierst sie ab durch deine Tyrannei. Ist es nicht so?»

«Nein, nein, das ist nicht wahr. Aber es tut mir einfach gut, den Gottlieb zum Beispiel so in den Fingern zu haben. Wie machen es gewisse Angestellte? Sie können nur arbeiten, wenn sie andere Leute dauernd unter der Knute halten. Alles wird auf andere abgewälzt, delegiert. Herr Steiner — er ist auch so ein Kleiner wie ich — Herr Steiner, tun Sie das, schreiben Sie noch diesen Brief, läuten Sie noch Abegg an, bringen Sie mir das Dossier Chauffeure, frankieren Sie noch diesen Brief, rufen Sie Frau Sonderegger, schreiben Sie Frau Müller einen Zettel. So geht es den ganzen Tag.»

Nun — trotzdem ich dem Telefon einmal meine Meinung gesagt habe, sind wir Freunde geworden. Es ist nicht empfindlich. Einen Trumpf hatte es zuletzt in unserem Gespräch, den ich ihm nicht abstechen kann. Es meinte: «Das Schönste ist das: ich koste die Leute, besser gesagt, das Geschäft etliches. Sie merken es gar nicht. Aber Vater Staat lebt auch davon. Indirekte Steuer!» — Gottseidank, ich bin nicht verstaatlicht!

Was mich

Kenichi Takahashi ist Philosophie-Professor an der Sophia-Universität in Tokio. Er war vierzehn Tage in unserem Land — vor allem um einmal an einer Jahrestagung der Paul Häberlin Gesellschaft teilzunehmen. Wir haben ihn zu «Gesprächen im Schweizer Spiegel» eingeladen. Damit erfuhren wir auch einiges über das 100-Millionen-Volk, dessen Kaiser dieser Tage die Schweiz besucht.
Im folgenden ersten Gespräch klingen auch die Themen an, die wir in weiteren Artikeln näher beleuchten werden: wie Takahashi «Schweizergeist» — er sagt selber so — erlebt hat und wie sein Land die heutige Studentenkrise zu meistern versucht.

D. R.

Roth: Was ist das für eine Hochschule, an der Sie lehren?

Kenichi Takahashi: Wir sind eine private und zwar eine katholische Universität. Von den Professoren sind heute kaum ein Fünftel gläubige Katholiken. Vielleicht noch einmal soviele stehen dem Katholizismus mehr oder weniger nahe. Unter den anderen gibt es die verschiedensten Haltungen: Buddhismus, Shintoismus, vorwiegend aber persönliche intellektuelle Glaubensvorstellungen oder religiöse Indifferenz.

R.: Und Sie selber, wenn das nicht zu indiskret ist?

Takahashi: Indiskret nein, aber schwer zu beantworten.

R.: Bekennen Sie sich als Christ?

Takahashi: Ja, das sicher.

R.: Was lehren Sie an der Universität?

Takahashi: Philosophie, insbesondere philosophische Anthropologie. Ich versuche also, mit meinen Studenten die Frage zu ergründen: Was ist der Mensch?

zur Philosophie provozierte

Ein erstes Gespräch im Schweizer Spiegel mit Professor Kenichi Takahashi

R.: Wieviele Studenten interessieren sich dafür?

Takahashi: Ein wenig Interesse haben sehr viele. Wieviele absolvieren aber das Studium? Pro Jahrgang sind es etwa zwanzig, die meine Seminarien besuchen, von vielleicht 1500. Demnach wären es rund 100 von den 8000 Studenten der Universität.

R.: Dann ist Ihre private Hochschule also etwas grösser als die Uni Zürich. Wieviele Studenten hat es in Japan?

Takahashi: Etwa 1,3 Millionen an über 400 Hochschulen. Von diesen haben aber manche nur eine Fakultät, die meisten deren etwa drei. Unsere Universität hat sechs Fakultäten. Allein in Tokio gibt es 50 Hochschulen; die grösste ist die Nippon-Universität mit 50 000 Studenten. Das ist zuviel für eine einzige Lehranstalt.

R.: Zahlenvergleiche sind da schwierig. Wenn wir unsere Techniker dazu zählen, haben Sie aber immer noch eine etwas grössere Studentenzahl als wir. Japan schreitet da anscheinend rascher voran als wir. Es hat wohl einerseits mehr aufzuholen . . .

Takahashi: Immerhin haben wir schon vor hundert Jahren einen grossen Sprung nach vorne mit der Einführung des Kapitalismus und einer kräftigen Industrialisierung gemacht. Freilich, eine wirklich freie und zugleich nach modernen sozialen Prinzipien aufgebaute Wirtschaft haben wir erst seit dem Zweiten Weltkrieg. Vielleicht brauchen Sie prozentual weniger Studenten, weil bei Ihnen die Entwicklung stetiger verlief . . .

R.: Anderseits scheint Japan sich jetzt so rasant zu entwickeln, dass es bis zum Jahr 2000 in Sachen Lebensstandard die USA eingeholt, wenn nicht überholt haben wird . . .

Takahashi: Die Zukunft kann man nicht wirklich voraussehen. Bis dahin kann noch sehr viel passieren. Lebensstandard ist nicht alles. Dieser Ansicht scheinen jetzt eher wieder mehr Menschen zu werden. Wie — und in welchem Land zuerst — sich das auswirken wird, kann man nicht sagen. Das ist aber nur ein Beispiel . . .

R.: . . . für die prinzipielle Unvoraussehbarkeit der Zukunft. Und damit wären wir also bei der Philosophie. Wie sind Sie zu dieser Berufung gekommen?

Takahashi: In Japan hat jede Provinz einen eigenen Charakter bezüglich des Glaubens. Hokaido mit seinen 6 Millionen Einwohnern zählt relativ wenig religiöse Menschen.
Meine Mutter ist stark katholisch, der Vater ganz indifferent. So erlebte ich eine grosse Spannweite des Verhältnisses zu Gott schon zuhause. In der Kirche, die ich jeden Sonntag besuchen sollte, war kein einziger Mittelschüler. Ich zweifelte irgendwie an der Echtheit oder doch an der Wahrheit des Glaubens vieler der achtzig, meist alten Gemeindeglieder.
Während der Messe spielten die Kameraden draussen. Sie wurden mehr oder weniger nach den Gebräuchen des Shintoismus erzogen. Von der Lehre dieser unserer Staatsreligion wussten sie wenig, man sprach jedenfalls kaum davon, auch in den Familien nicht. Warum musste ich in die Kirche?
In der Bibliothek meines Vaters fand ich als 13jähriger einige apologetische Bücher, sehr interessante Streitschriften für den Katholizismus. Drei Thesen fielen mir besonders auf: von der Existenz Gottes, von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele und von der Gottgleichheit Christi. Diese dritte war mir fremd, ich liess sie beiseite. Desto mehr interessierten mich die anderen beiden und dachte ich darüber nach.
Das waren schon philosophische Fragen — und bereits mit 14 Jahren packte mich eine mächtige Sehnsucht nach Philosophie: sie wollte ich einmal ausschliesslich studieren an der Universität.
Mein Vater war nicht begeistert. Nach ihm sollte ich Jurist werden: was in der Tat beruflich mehr Aussichten bot. Nun, zunächst galt es, die Mittelschule zu beenden. Da lernte ich auch Englisch und chinesische Literatur mit vereinfachten Schriftzeichen, so dass man sie auf Japanisch lesen konnte.
Dann kam der zweijährige Vorbereitungskurs auf die Hochschule, bereits an der Universität Sophia, mit etwas Deutsch und Latein. Es war wieder die Philosophie, die mich fesselte — und zwar die «Petite logique» des Franzosen Jacques Maritain. Dessen Genie faszinierte mich, obwohl er für mich fast etwas zu katholisch war.
Als ich, 19jährig, in die Universität eintreten konnte, hatte ich mit Hilfe meiner Mutter den Vater überzeugen können, der mir grosszügig ein Philosophiestudium bezahlte. Nach drei Jahren war ich master of arts, so etwas wie Lizentiat, mit Philosophie als Hauptfach.

R.: Haben Sie in Japan das amerikanische Hochschulsystem?

Takahashi: Ja, seit dem Krieg kommt es jenem der USA nahe. Vorher hatten wir ähnliche Lehrgänge wie in Europa.
Es war nicht zu erwarten, dass ich sogleich an der Universität eine Stellung bekäme. Ich studierte daher und aus starkem Interesse auch Geschichte, so dass ich Gymnasiallehrer für dieses Fach wurde. Vorkurs und Studium dauerten von 1932 bis 1936. Es war die Zeit der Wirtschaftskrise.
Da kam ich zum erstenmal mit schweizerischem Geist in Kontakt, und zwar anhand der «Bruchstücke eines intimen Buchs» des Genfer Philosophen Henri-Frédéric Amiel. Dieses war 1883/84, nach dem Tod des Autors, erschienen und 1922 aus einer gekürzten englischen Ausgabe ins Japanische übersetzt worden. Und jetzt, über fünfzig Jahre später, ergriff Amiels pessimistische philosophische Dichtung unsere Studentengeneration tief.